

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 243

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am 30. März spricht Bundesrat Alain Berset in St.Gallen über die nationale Kulturpolitik und debattiert mit Ostschweizer Fachleuten. Saiten organisiert den Anlass mit – hier und auf den folgenden Seiten drei Beiträge zur Diskussion. *von Peter Surber*

Kultur??

2012–15 gab es erstmals eine Kulturbotschaft des Bundes. Jetzt hat Bundesrat Alain Berset das nächste Vierjahresprogramm lanciert, für 2016–19. Darüber war bisher in der Ostschweiz nur zu hören, dass sich gleich zwei Institutionen Hoffnungen auf eidgenössische Fördergelder machen: die Stiftsbibliothek und das Textilmuseum. Seite 53 der Botschaft macht allerdings klar: Bis 2019 ist nichts zu erwarten. «Die Auswahl der Finanzhilfeempfänger bleibt unverändert.» Viel Lärm um nichts also? Nicht ganz. Denn zugleich kündigt der Bund an, in den kommenden Jahren alle 13 bisherigen Geldempfänger zu evaluieren und allenfalls zu ersetzen.

Die bisherigen: Das sind unter anderem das Alpine Museum in Bern, das Verkehrshaus, das Technorama, der Ballenberg, das Schweizer Tanzarchiv, das Architekturmuseum oder das Haus für elektronische Künste in Basel. Schaut man sich diese Liga an, so stellt man zum einen fest: Die Ostschweiz kommt nicht vor. Und zum andern scheint es nicht ausgeschlossen, dass sich auch andere Institutionen als «national bedeutsam» behaupten könnten – wie dies die Stiftsbibliothek Ende letzten Jahres offensiv getan hat mit Unterstützung der drei Ständeräte Paul Rechsteiner, Karin Keller-Sutter (SG) sowie Ivo Bischofberger (AI). Und wie dies das Textilmuseum seinerseits anstrebt.

«Leuchtturm»-Förderung ist allerdings in der Kulturbotschaft nicht viel mehr als eine Fussnote. Im Vordergrund stehen die gesellschaftlichen «Megatrends», auf die der Bund mittels Kulturpolitik reagieren will: Globalisierung, Digitalisierung, demografischer Wandel, Individualisierung und Urbanisierung. Aus ihnen leitet die Botschaft drei «Handlungsachsen» ab: Kulturelle Teilhabe, gesellschaftlicher Zusammenhalt sowie Kreation und Innovation.

Kulturelle Teilhabe

Die «kulturell diverse Gesellschaft», wie es in der Botschaft heisst, braucht Kitt – und dieser Kitt kann die Kultur sein. Doch das traditionelle Kulturangebot erreicht eine zunehmende Zahl von Kindern und Erwachsenen nicht, umgekehrt ignoriert die Kulturförderung bestimmte Kulturträger, insbesondere die Volkskultur. «Als Teil der Gesellschaftspolitik

muss die Kulturpolitik konsequent die gesamte Bevölkerung und ihr Miteinander im Auge haben», heisst es in der Botschaft. Ein zentrales Feld ist die Jugendmusikförderung – siehe dazu das Gespräch auf den folgenden Seiten. Hinzu kommen Leseförderung oder der Aufbau einer «virtuellen Nationalgalerie», um der Bevölkerung die Eidgenössischen Kunstsammlungen näher zu bringen.

Gesellschaftlicher Zusammenhalt

Hier soll vor allem der Austausch zwischen den Sprachregionen verstärkt werden. Zuvorderst durch literarische Übersetzungen – eine Arbeit, die von den Verlagen kaum noch finanziert werden könne und für welche der Übersetzer-Nachwuchs fehle. Weiter will der Bund das Italienische und den schulischen Austausch fördern, daneben die Baukultur voranbringen und die Lebensbedingungen der Fahrenden als kulturelle Minderheit verbessern.

Kreation und Innovation

Die schwammigste der drei Handlungsachsen betont die Rolle der Kunst als «wichtiges Experimentier- und Erprobungslabor für Fragen der Zukunft», das «Innovations- und Erneuerungsprozesse» auslösen könne. Deshalb soll die Zusammenarbeit zwischen Kunstschaffenden und der Wirtschaft etwa im Bereich Design und Digitale Medien intensiviert werden, zudem ist eine Standortförderung für Filmproduktionen angedacht.

Fast eine Milliarde Franken

Vierjahrespläne sind ein neues Instrument der Kulturförderung – in den Kantonen teils bewährt, beim Bund erstmals 2012–15 praktiziert. Gegenüber dem ersten Programm rechnet die (ausnahmsweise auf fünf Jahre verlängerte) Botschaft 2016–20 mit rund 53 Millionen mehr oder insgesamt 894,6 Millionen Franken. Nicht nur dies dürfte im Parlament (und in der Lokremise) zu reden geben.

Kultur?? Kultur!!: Montag, 30. März, 19 Uhr, Lokremise St.Gallen.

Referat und Diskussion mit Bundesrat Alain Berset, Martin Klöti (Regierungsrat SG), Martha Monstein (Kulturamtsleiterin TG), Josef Felix Müller (Künstler), Kaspar Surber (Palace-Mitgründer) und Barbara Weber (Regisseurin), Moderation: Stefan Keller, Schlusswort: Ständerat Paul Rechsteiner.

Kultur!!

KULTUR?? KULTUR!!

Dichter Nebel im Osten

Das Ausbildungsdilemma in der Kreativwirtschaft – Ein Plädoyer für zahlbare künstlerische Lehrgänge in der Ostschweiz. von Josef Felix Müller

Wir leben in einer globalisierten, digitalen Zeit. Die meisten Menschen sind heute informationsautonome, wandelnde Kommunikationsstationen. Bildung ist überall möglich, meint man. Photoshop: kein Problem. Grafikprogramm: easy, Bilderlager in den Wolken: na klar... Heitere Typografie rund um die Uhr, Gestaltung ohne Ende – und ohne Ausbildung.

Damals an der «Textilakademie»

Als es 1970 um meine berufliche Ausrichtung ging, schickte mich der Berufsberater zur Prüfung an die Kunstgewerbeschule in St.Gallen. Leider konnte ich dann die Schule nicht beginnen, da ich erst 15 Jahre alt war. Mein Vater wollte, dass ich beim Maler Hasler Flachmaler lerne. Der hatte ein kleines Malergeschäft im Dorf. In einem Schaufenster zeigte er seine etwas bleichen Landschaftsbilder, die er in der Freizeit mit Dispersion malte. Das sei ein guter Weg, um Geld zu verdienen, meinte mein Vater: unter der Woche Häuser anmalen und nebenher Landschaften pinseln. Ich stellte mir eher etwas in Richtung Picasso vor, mit vielen Frauen und wilden Bildern.

Im Sommer 1970 absolvierte ich eine Schnupperlehre bei Jacob Rohner in Rebstein als Stickereientwerfer. Das war wenigstens ein bisschen en vogue. Schöne Stoffe für schöne Frauen entwerfen: Diese Vorstellung gefiel mir. 1971 begann meine vierjährige Ausbildung mit zwei Schultagen pro Woche an der Textil- und Modefachschule am Industrie- und Gewerbemuseum in St.Gallen. Die Schule war legendär. Viele Künstlerinnen und Künstler hatten ihre Ausbildung hier absolviert. Die berühmteste Schülerin war Sophie Taeuber-Arp, der berühmteste Lehrer Emil Nolde (natürlich weit vor meiner Zeit). Da verankert waren aber auch Ferdinand Gehr, Kurt Wolf, Lucie Schenker, Bernard Tagwerker und viele andere. Die «St.Galler Textilakademie» wurde dann in den 90er-Jahren sang- und klanglos geschlossen.

St.Gallen war aber nicht nur eine enorm wichtige internationale Textilstadt, die Textilindustrie brauchte auch Grafiker und Werber, um ihre Produkte zu vertreiben. Die Kunstgewerbeschule bildete lange Zeit auf höchstem Niveau Plakatkünstler, Grafikerinnen und Typografen aus. Heute ist alles etwas komplizierter. Die Schule für Gestaltung wurde um die Jahrtausendwende von der Stadt an den Kanton übergeben und ist nun Teil der Gewerblichen Berufsschule GBS im Tal der Demut (welch passender Name).

Fatale Geringschätzung

St.Gallen hatte gegen Ende des 20. Jahrhunderts Hans Ulrich Stöckling. Er prägte als Regierungsrat nicht nur die St.Gallische Bildungspolitik; «der heimliche Bildungsminister der Schweiz» wurde der FDP-Politiker einmal vom «Tagesanzeiger» genannt. In St.Gallen aber hat sich Stöckling in den 80er- und 90er-Jahren erfolgreich gegen jede Idee eines Einbezugs von gestalterischen und künstlerischen Ausbildungen an einer zukünftigen Fachhochschule St.Gallen gewehrt. Diese Studienrichtungen wurden nach Zürich, Luzern, Basel, Bern und andere Orte vergeben. Nicht einmal ein Studiengang für Textildesign wurde für

die Textilstadt St.Gallen angedacht. Stöckling setzte bei den Kreativen auf die Berufslehre und auf daran anschliessende Weiterbildungen auf der Stufe Höhere Fachschule.

Leider gibt es aber heute für viele klassische Berufe im kreativen Segment keine oder fast keine Lehrstellen mehr. Oder wo, bitte sehr, kann man diese Berufe noch lernen: Fotolaborant, Stickereientwerfer, Weberin, Korber, Hutmacherin, Goldschmiedin, Dekorationsgestalter, Typograf, Fotografin, Schneider, Töpfer, Schriftenmalerin, Technischer Stickerei-zeichner, Webereientwerferin, Drechsler, Textildruckentwerfer, Steinmetz, Bildhauerin, Ziseleur, Giesser, Metalltreiber, Gussformtechniker, Plakatmaler, Sticker, Färberin, Gerber, Silberschmid, Sattler, Ornamentmalerin, Stuckateurin, Graveur, Modellbauerin, Glasmalerin, Glasbläser?

Den Ostschweizer Studierwilligen mit kreativem Potential bleibt nur der Wegzug in Städte mit einer Fachhochschule oder nach einer Berufslehre eben die Weiterbildungs-Lehrgänge an der Höheren Fachschule an der GBS. Diese sind aber für die Lernenden mit enormen Kosten verbunden.

Horrende Schulgelder

Die berufsbegleitende Weiterbildung halte ich persönlich für enorm wichtig. Ich bin ein Anhänger des dualen Bildungssystems. Dass die Studierenden die Vollkosten für ihre HF-Weiterbildung selber tragen müssen, ist aus meiner Sicht jedoch unhaltbar.

Es ist ja eine grossartige Errungenschaft, dass eine Matura an einer Kantonsschule, ein anschliessendes Universitätsstudium, ein ETH-Studium oder ein Studium an einer Fachhochschule vom Staat praktisch gratis angeboten wird. Es ist aber andererseits mehr als stossend, dass bei Weiterbildungen nach der Berufsausbildung auf der Stufe der Höheren Fachschule horrende Schulgelder bezahlt werden müssen. Der erfolgreich eingeführte Lehrgang HF Bildende Kunst (und die parallelen Lehrgänge für Fotografie, Industrial Design, Interactive Media Design, Schrift und Typographie sowie Visuelle Gestaltung) kostet für sechs Semester inklusive Abschluss 25'000 Franken für kantonale beziehungsweise 43'000 Franken für ausserkantonale Teilnehmende. Eine Ausnahme im System besteht beim Pflegepersonal: Den Studierenden am Berufs- und Weiterbildungszentrum BZGS werden die ganzen Kosten für die Höhere Fachschule vom Kanton bezahlt.

Warum ist ein kostenloser HF-Unterricht beim Pflegepersonal möglich und in der Kreativwirtschaft nicht? Es ist politisch dafür zu sorgen, dass ein Studienplatz an der Höheren Fachschule für die Studierenden nicht mehr kostet als eine Ausbildung an einer Universität oder an einer Fachhochschule – und zwar bei allen Berufen. Das wäre ein wichtiger Beitrag gegen die Abwanderung der kreativen Köpfe und für eine blühende Kultur-Ostschweiz.

Josef Felix Müller, Künstler und Verleger, präsidiert seit 2011 die Fachkommission HF Bildende Kunst an der Schule für Gestaltung St.Gallen, Höhere Fachschule für Künste, Gestaltung und Design.

Jedem Kind ein Instrument?

Die Kulturbotschaft des Bundes setzt einen Schwerpunkt in der Jugendmusikförderung. Was wäre da zu tun? Der Wattwiler Jugendorchester-Pionier Hermann Ostendarp hofft zumindest auf ein Signal gegen den Spardruck. *von Bettina Kugler*

In der Kulturbotschaft 2016–2020 von Bundesrat Alain Berset liegt einer der Schwerpunkte auf der Jugendmusikförderung. Wo stehen wir derzeit mit dem Angebot an musikalischer Bildung für Kinder und Jugendliche in der Schweiz – auch im Vergleich zu anderen Ländern?

Hermann Ostendarp: In vielen mitteleuropäischen Ländern hat man in den vergangenen 40 bis 50 Jahren versucht, möglichst flächendeckend Musikschulen zu etablieren. Das war eine wichtige Initiative; dadurch haben heute sehr viel mehr Kinder und Jugendliche die Möglichkeit, ein Instrument zu erlernen, als das früher der Fall war. Die Musikschulen sind ein wichtiger Pfeiler der instrumentalen Praxis. Daneben gab es und gibt es noch immer «Inseln», an denen schon eine Musiktradition vorhanden war, beispielsweise die Singschule in St.Gallen. Oftmals bauen sie auf der Initiative einer Person auf, mit der ihre Erhaltung dann steht und fällt.

Bei den Musikschulen hat man sich lange darauf konzentriert, möglichst viele Schüler zu haben, das war ein Zeichen dafür, dass man alle erreichte. Heute zeigt es sich darin, dass der Grundkurs, die Musikalische Grundschule, obligatorisch ist, in den Kindergarten und die Primarschule integriert. In den letzten Jahren kann man aber eine leicht rückläufige Tendenz bei den Musikschulen feststellen.

Woran liegt das?

Die Eltern sehen das häufig erdrückende Freizeitprogramm ihrer Kinder und kommen zum Schluss, dass sie nicht alles machen können. Zumal es ja nicht damit getan ist, dass das Kind einmal wöchentlich den Instrumentalunterricht besucht; wenn es nicht regelmässig übt, passiert überhaupt nichts an musikalischer Entwicklung. Auch die positiven Nebeneffekte des Instrumentalspiels auf das Gehirn, die ja wissenschaftlich erwiesen sind, stellen sich nur bei einem gewissen zeitlichen Ausmass ein – und nicht, wenn man nur zweimal die Woche 20 Minuten übt. Den Wert der Musik an sich schmälert das natürlich nicht.

Welche Schlüsse ziehen die Musikschulen und andere Bildungsträger daraus?

Man schaut nicht mehr nur auf Quantität, auf möglichst hohe Schülerzahlen, sondern geht mehr in die Tiefe, zum Beispiel durch das Schwerpunktfach Musik an den Kantonschulen und mit Talentschulen in der Sekundarstufe. Auf diesem Weg können begabte Schüler gezielter gefördert werden. Neu ist, dass man gerade bei den Streichern verstärkt auch ergänzendes Ensemblespiel fördert, nicht nur den Einzelunterricht, und das möglichst von Anfang an. Diese Tendenz sehe ich weltweit. Vieles lernen die Kinder im Ensemblespiel leichter; sie bringen sich in der Gruppe

gegenseitig weiter und motivieren sich zu zielgerichtetem Üben. Der Ensemblegedanke, der später im Orchester-spiel aufgeht, wird in der Schweiz noch an zu wenigen Orten konsequent verfolgt. Schaut man über die Grenze nach Vorarlberg, gibt es dort eine viel stärkere Orchesterkultur an den Musikschulen – auf allen Stufen.

Das dürfte Wasser auf Ihre Mühlen sein, nach 25 Jahren intensiver Orchesterarbeit mit «il mosaico» an der Kanti Wattwil.

Ja, durchaus. Man muss nicht nur den Einzelunterricht im Auge haben, sondern das Umfeld der musikalischen Bildung, also Ensemblespiel, bei dem die Lust am Zusammenspiel gefördert wird, gemeinsame Konzertbesuche mit Gleichaltrigen, das staunende Erleben von Musik, eine umfassende Persönlichkeitsbildung. Dieses Umfeld ist meiner Erfahrung nach wichtiger als allzu früh viel Theorie vermitteln zu wollen. In der Gruppe öffentliche Generalproben von Berufssorchestern anzuhören, sich anschliessend mit Musikern zu treffen, das prägt und spornt an. Früher war Musizieren Teil der bildungsbürgerlichen Kultur und wurde nur in bestimmten Kreisen gepflegt, einschliesslich der Konzertbesuche. Heute ist die soziale Streuung grösser. Aber oft fehlt der familiäre Hintergrund.

Was versprechen Sie sich von der Verankerung der Musikförderung in der Bundesverfassung?

In erster Linie ein gesteigertes Bewusstsein für den Wert der musikalischen Bildung, dafür, dass Musik wichtig ist und zu einer umfassenden Persönlichkeitsbildung beiträgt. Es schützt hoffentlich künftig vor blinder Sparwut, in der manchmal Dinge wegbrechen, die lange und gezielt aufgebaut worden sind. Im Bildungsbereich haben wir uns an das Sparen ja schon lange gewöhnt; fast ein Viertel der Lektionen sind beispielsweise an den Kantonsschulen in den letzten Jahren verloren gegangen.

Wo könnten denn Bundesgelder sinnvoll für Musikförderung eingesetzt werden? Im Bericht der Arbeitsgruppe, die sich mit der konkreten Umsetzung des Verfassungsartikels befasst hat, werden besonders Ferienkurse und Musiklager hervorgehoben, ein nationales Kompetenzzentrum für «jugend+musik» wird dagegen eher zurückgestuft in der Priorität.

Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, dass Einzelprojekte von «jugend+musik» bislang sehr zurückhaltend gefördert worden sind. Wenn überhaupt, bekommt man einen bescheidenen Teilbetrag, oft werden die Eingabefristen auch sehr rigoros gehandhabt, kurzfristige Projekte haben da überhaupt keine Chance. Aber es geht primär gar nicht

KULTUR?? KULTUR!!

so sehr darum, mehr Geld zur Verfügung zu stellen – wichtiger sind meiner Ansicht nach sinnvolle Strukturen für die musikalische Bildung, die ein vertieftes Einlassen auf die Musik ermöglichen.

Die Arbeitsgruppe sieht vor allem Handlungsbedarf bei der Zusammenarbeit zwischen Musikschulen und Vereinen, zwischen Musikschulen und Hochschulen und bei der Lehrerausbildung.

Ja, da gibt es noch einiges zu tun. Über die Musikvereine weiss ich selbst zu wenig; soweit ich sehe, haben sie vielerorts über den Dorfgeist gut funktioniert – so wie «il sistema», das inzwischen weltweit bekannte Jugendorchester-Netz in Venezuela. Aber der gesellschaftliche Wandel macht vor ihnen nicht Halt; die Vereine haben zunehmend Schwierigkeiten, gute Leiter zu finden, und bei den Lehrern der Musikschulen fehlt oft das Verständnis für die traditionelle Blasmusik. Was die Lehrerausbildung angeht, macht sich bemerkbar, dass immer weniger Primarlehrerinnen und -lehrer einen musikalischen Background mitbringen. Während früher an den Lehrerseminaren alle Studierenden im Chor sangen und ein Instrument lernen mussten, gibt es nun Kurse, die nur wenige besuchen. Besonders schade finde ich es, wenn Studierenden, die an der Kanti das Schwerpunktfach Musik hatten, an der PH keine substanzielle Weiterentwicklung ihres Könnens ermöglicht wird. Man müsste sie in Spezialklassen weiter fördern, sagt aber, das sei «aus organisatorischen Gründen nicht möglich». Dies an einer Hochschule! Das ist bedenklich.

Ein weiterer Punkt ist die Chancengleichheit. Die Kulturbotschaft betont, dass «kulturelle Teilhabe» aller Kinder und Jugendlichen angestrebt wird, zum Beispiel über ermässigte Gebühren für Kinder aus Familien, die sich Instrumentalunterricht nicht leisten können. Wären denn Modelle wie «Jedem Kind ein Instrument» im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen eine Alternative?

Das ist ein Prestigeprojekt der Politik; in der Praxis haben sich viele Probleme gezeigt. Ich halte es für falsch, blind neue Strukturen zu schaffen. Besser ist es, auf Bestehendem aufzubauen, das schon Vorhandene zu verbessern und zu vernetzen. Wenn man weltweit schaut, wie Kinder an Musik herangeführt werden, sieht man, dass ganz unterschiedliche Wege Erfolg haben können. Aber sie müssen zu den Menschen passen und der kulturellen Tradition an diesem Ort entsprechen. Wir haben hier eine enorme Vielfalt: zum Beispiel eine lebendige Brass-Szene im Wallis, eine ungemein reiche Chortradition im Bündnerland, hervorragende Bläser in der Innerschweiz; die Vereine haben über lange Zeit wesentlich dazu beigetragen. Das muss man erhalten und unterstützen.

Woran liegt es, dass mehr als die Hälfte der Studierenden an Schweizer Musikhochschulen aus dem Ausland kommen? Hat das mit einer unzureichenden Begabtenförderung in der Schweiz zu tun?

Es stimmt nicht, dass Bewerber aus der Schweiz keine Chancen haben, auch wenn unsere musikalische Ausbildung

nicht so stark auf diszipliniertes Üben schon im Kindesalter basiert. Es gibt einfach sehr viele Studienplätze für Musik in der Schweiz, das hat mit dem Föderalismus zu tun – man hat die einzelnen Hochschulen in den letzten Jahrzehnten stark ausgebaut, statt zu überlegen, wie viele Studienplätze schweizweit wirklich gebraucht werden. Da werden meiner Ansicht nach viele Ressourcen verschwendet. Um die vorhandenen Plätze zu besetzen, wirbt man im Ausland für das Studium an Schweizer Musikhochschulen. Von unseren Toggenburger Schülerinnen und Schülern, die Musik studieren wollten und die aus meiner Sicht auch das Potenzial dazu mitbrachten, haben alle die Aufnahmeprüfung geschafft und das Studium mit gutem Erfolg abgeschlossen.

Die Frage ist für mich ohnehin nicht, wie Musiker mit 16 oder 18 Jahren spielen, sondern als welche Person sie mit 30 Jahren in der Welt stehen. Viele denken, dass sie möglichst schnell möglichst viel auf dem Instrument lernen müssen, um Karriere zu machen. Da bin ich skeptisch.

Hermann Ostendarp ist Leiter der Musikabteilung der Kantonsschule in Wattwil und Gründer des Jugendorchesters «il mosaico».

«Musik erfüllt ein Grundbedürfnis nach sinnlichem Erleben und ästhetischer Bereicherung. Der Erwerb musikalischer Bildung trägt zur persönlichen Entwicklung junger Menschen bei und dauert lebenslang.»

Aus der Kulturbotschaft 2016–19

«Nicht alle Zielgruppen werden gleichermaßen vom Angebot der Musikschulen erreicht. Beim Instrumentalunterricht ist auffallend, dass sich vergleichsweise wenige Kindern und Jugendliche mit Migrationshintergrund oder aus bildungsfernen Familien anmelden.»

Aus dem Bericht der Arbeitsgruppe Musikalische Bildung des Bundesamts für Kultur

Ende März finden die 7. Literaturtage Wortlaut in St.Gallen statt – Marijpol, der historische Roman *Die Verlorene* von Michèle M. dem ersten Band der neuen



Ein notorischer Zweifler und Eigenbrötler wie der Eremit, Punkfrauen mit Saiteninstrumenten, dunkel anmutende Landschaften – dass Marijpol auf abgründige Szenarien steht, beweist sie mit jedem ihrer Bilder. Mit dem Zusatz, dass die Figuren nicht nur unheimlich sind, sondern gleichzeitig auch liebevoll beseelt. So tummeln sich zum Beispiel hier im Bild ausgelassen zwei Wasserleichen. An der Wasseroberfläche schwimmt fröhlich ein Mädchen, das ebenso unerschrocken auf dem zweiten Bild den Kopf des alten Mannes in Händen zum Lagerfeuer hinhält. Meisterlich

zeichnet die Hamburgerin mit reduzierten Kreidestrichen bewegte Körper – perfekt in Verkürzungen und Perspektive.

Das St.Galler Literaturfestival Wortlaut zeigt in einer Ausstellung die Originale aus Marijpol's letztem Buch. Der Eremit, ein einsamer Misanthrop mit vor Zwiespalt geteiltem Kopf, den schon die Frage umtreibt, für welche Eisorte er sich entscheiden soll, trifft darin auf ein wütendes Kind, das auf der Flucht vor seinen Erziehungsberechtigten ist, und auf einen älteren Herrn, der zwar seinen Körper, aber

andal, Afrikaszenen

er eine Vorschau auf drei mutmassliche Höhepunkte: Comics von nelli und eine Leseprobe aus *Durstland* von Monika Slamanig, dition Literatur Ostschweiz.



nicht sein Leben verliert. Marijpol's Comics sind surreale Mythologien, die mit spielerischer Leichtigkeit und wie selbstverständlich in moderner Zeit agieren.

Marijpol (Marie Pohl), Jahrgang 1982, ist Comicautorin und Zeichnerin aus Hamburg. Nach zahlreichen Veröffentlichungen in deutschen und europäischen Comicanthologien und Magazinen erschien ihr erstes Buch *Trommelfels* 2011 im avant-verlag, gefolgt 2013 von *Eremit*. Grössere Einzelausstellungen: Fumetto Luzern 2013, Sar-

jakuvakeskus Helsinki 2014, Frappant Galerie Hamburg 2015. Zur Zeit ist Marijpol Dozentin an der HAW Hamburg. Lika Nüssli

Der Eremit – die Ausstellung:
Samstag, 28. März (Eröffnung mit Lesung um 17 Uhr) bis Sonntag, 12. April, im Lapidarium der Stiftsbibliothek St.Gallen. marijpol.com

JONATHAN BINET



24. Januar – 29. März 2015

Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen
Di-Fr 12-18 Uhr, Sa/So 11-17 Uhr
www.k9000.ch

Kunst
Halle Sankt
Gallen

Führung am
Sonntag,
29. März 2015,
15 Uhr

SONIA KACEM

Beatrice Dörig

SPEKTRALE

27. Februar – 22. März

Städtische Ausstellung im Lagerhaus, Architektur Forum
Ostschweiz, Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen. Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag 14-17 Uhr. Patronat: Stadt St.Gallen

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**POLITIK KULTUR SOZIOLOGIE
GENTRIFIZIERUNG GENDER
GERECHTIGKEIT
GLOBALISIERUNG OEKONOMIE
PHILOSOPHIE SEXUALITÄT
GESELLSCHAFTSFRAGEN
WIDERSTAND FANTASIE**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**

Frieda Kellers Zerstörung

Die Zürcher Autorin Michèle Minelli hat einen Roman über einen Kindsmord in St.Gallen geschrieben. Buchpremiere ist am Wortlaut-Festival. von Ralph Hug

Ein aufsehenerregender Prozess fand im November 1904 in St.Gallen statt. Im Mittelpunkt stand die 25-jährige Damenschneiderin Frieda Keller, Tochter eines Schuhmachers aus Bischofszell. Sie hatte im Hagenbuchwald ihren kleinen Sohn mit einer Schnur erdrosselt und verscharrt. Doch die Leiche kam zum Vorschein und Frieda Keller musste sich den Richtern stellen. Diese verurteilten sie wegen Mord zum Tode. Es folgte die Begnadigung, Frieda Keller wanderte für 15 Jahre hinter Schloss und Riegel in der St.Galler Strafanstalt St.Jakob, die in der Nähe des heutigen Olma-Geländes stand.

Nach Verbüssung der Strafe war Frieda Keller eine gebrochene Frau. Das Trauma der Tat, aber auch ihre radikale Entblössung in der Öffentlichkeit – der Fall schlug landesweit Wellen – verunmöglichten ihr eine Rückkehr in ein normales Leben. Sie war für immer stigmatisiert und innerlich ausgebrannt. Viele Jahre schlug sie sich noch als Zimmermädchen durch. Schliesslich erkrankte sie, geriet in die Mühlen der Psychiatrie und starb im Jahr 1942 einen einsamen Tod. So weit der Plot, kurz zusammengefasst.

Verstossen und stigmatisiert

Der Ausgangspunkt des Mordes wird in Michèle Minellis historischem Roman *Die Verlorene* gleich von Anfang klar. Frieda Keller wurde von einem Wirt, bei dem sie als Aushilfe arbeitete, im Keller vergewaltigt und geschwängert. Später machte sich der Täter aus dem Staub, ohne Alimente zu zahlen. Die Autorin macht deutlich, wie die damaligen patriarchalen Gesetze solche Machenschaften schützten. Frieda Keller hingegen musste selber sehen, wie sie sich durchschlug. Der Vater versties sie, weil er die Schande einer unehehlichen Niederkunft seiner Tochter nicht ertragen konnte.

Aber auch Frieda Keller selbst ertrug den ihr durch die zeitgenössischen Moralvorstellungen auferlegten Druck nicht. Der drohende soziale Ausschluss veranlasste sie, ihr Kind, das Ernstli, in die «Kinderbewahranstalt» Tempelacker zu geben und ihn dort vor der Umwelt zu verbergen. Die Last, ein totgeschwiegenes Kind zu haben, wurde jedoch immer grösser. Ihre prekäre soziale Lage als Schneiderin mit einem geringen Einkommen trug zur wachsenden Verzweiflung bei, die Situation eskalierte im fatalen Kindsmord. Frieda Kellers Suche nach einem bisschen Glück in ihrem Leben endete im Desaster und in der schleichenden Selbstzerstörung.

Dass es überhaupt so weit kommen konnte, daran waren die engen gesellschaftlichen und moralischen Verhältnisse vor dem Ersten Weltkrieg mitschuldig. Daran lässt die Autorin keinen Zweifel. Bei der Schilderung des Gerichtsprozesses, einem veritablen Justizskandal, legt sie den Finger auf eine sozial blinde, vorurteilsbeladene Männerjustiz, die dem Fall überhaupt nicht gerecht werden

konnte. In einer weinseligen Runde am Rand des Prozesses wird über «Weibszimmer» wie Frieda Keller mit ihrem liederlichen Lebenswandel kollektiv der Stab gebrochen. Das einstige Vergewaltigungsopfer wird zur doppelten Täterin gemacht.

Dokumentarischer Roman

Das traurige Schicksal der Frieda Keller beruht auf Tatsachen. Michèle Minelli hat die umfangreichen Prozessakten aus dem St.Galler Staatsarchiv durchgearbeitet und mit zahlreichen Fachpersonen gesprochen. Diese ausführliche Recherche erlaubte ihr die Einbettung des Stoffs in einen historischen Roman, der anhand von fiktiven, aber durchaus realistischen Dialogen und Szenen aufzeigt, wie Frieda Keller, die Verlorene, durchs Leben ging und dabei scheiterte. Das ist spannend und einfühlsam geschrieben, gewisse Manierismen muss man der Zürcher Autorin aber nachsehen.

Michèle Minelli (Tochter des Rechtsanwalts und Sterbehelfers Ludwig A. Minelli) ist eine Spezialistin für historische Stoffe. Sie hat vor drei Jahren unter dem Titel *Die Ruhelosen* eine europäische Familiensaga verfasst. Zuvor gab sie einen Band mit Porträts von Engagierten im Asylbereich heraus. Vor zwei Jahren verfasste sie unter dem Titel *Kanalleiche* einen Kriminalroman, der in Zürich spielt. Für Ostschweizer Leserinnen und Leser ist ihr neuestes Werk auch deshalb von Interesse, weil sich die Schauplätze in Bischofszell und in der Stadt St.Gallen befinden. Die Autorin sagt, sie sei nicht zum Stoff, sondern der Stoff sei zu ihr gekommen. Ein befreundeter Journalist stand eines Tages vor der Tür und übergab ihr ein Dossier: «Ich habe da etwas für dich.» Es war eine Geschichte, die geschrieben werden musste.



Michèle Minelli. Bild: pd

Michèle Minelli: *Die Verlorene*. Aufbau-Verlag Berlin 2015, erscheint Ende März.
Buchpremiere: Freitag, 27. März, 19.30 Uhr,
Raum für Literatur St.Gallen.

Lüderitz sehen und

Auszug aus *Durstland. Eine Reise*, dem ersten Buch der neuen Edition Literatur Ostschweiz. von *Monika Slamanig*

Mit *Durstland. Eine Reise* von Monika Slamanig startet die neue Edition Literatur Ostschweiz, eine Publikationsreihe der Verlagsgenossenschaft St.Gallen (VGS) und der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur (GdSL). Die St.Galler Autorin vereinigt darin sieben lose zusammenhängende Erzählungen, die in Südafrika und Namibia spielen: eine Art road movie mit zwei Personen in einem klapprigen Auto, die sich nichts zu sagen haben, obwohl beide von einer ähnlich starken Sehnsucht getrieben sind, die aber nicht dieselbe ist. Nach einem Überfall, der alles verändert, nach Tausenden von Kilometern durch die Wüste, vielen Pannen, Fast-Unfällen, einigen Abstürzen und Zusammenbrüchen sowie skurrilen Begegnungen an gottverlassenen Orten mit Huren und Hurenböcken, mit jungen Nonnen und alten Hexern, Kleinkriminellen, Hunden, Inspektoren, Mechanikern schrumpft alles, was vorher wichtig schien, auf ein einziges Bedürfnis: Hauptsache, es (das Auto) rollt. Nachstehend ein Auszug aus der Erzählung *Lüderitz sehen und*.

(...)

Das Häuschen im Innenhof ist klein wie ein alter Wohnwagen, mit einer Spanplatte in zwei Räume unterteilt. Eine Kochnische, ein Tisch mit Eckbänken, rotweiß karierte Gardinen, Toilette im Hof.

Hier hat der Sohn der Manns gewohnt.

Sie überlässt mir das Bett des Jungen, im hinteren Zimmer, zwischen Motorradpostern und Abzeichen des deutschen Turnvereins. Sie schläft neben dem Eingang auf einer Campingliege.

Es ist nicht so schmutzdelig, wie es auf den ersten Blick schien. Sie haben immer gelüftet, jederzeit bereit, falls der Junge heimkehrt. Alle gehen weg, sagt Frau Mann.

Wir Buchtener sterben aus.

Der Junge ist schon lange fort. Das ist mir recht. Ich will nichts von Fremden riechen, ich bin mir fremd genug.

Mir kommt einzig der Hund bekannt vor.

Er jagt seinem Schwanz nach, oder dem Ball, der daran zu hängen scheint. Er schiebt den Ball mit der Schnauze vor sich her, Schnauze, Ball, Schwanz, rundherum, wie ein Kreisel, in jeder wachen Minute, nichts sonst.

Es ist so heiß in Lüderitz. Der Himmel stählern, das Meer eisig, der Kaffee deutsch.

Der Hund heißt Ronnie.

Ich bleibe im Bett, sonst würde ich weinen.

Manchmal muss ich raus. Pinkeln, rauchen, essen.

Ich öffne das Tor und locke Ronnie ins Freie. Er bleibt im Hof stehen, wie angewurzelt.

Ich sehe das Kloster am Ende der Straße, es wirkt verlassen.

Ich klinge vergebens. Ich bin sicher, dass die Nonnen sich nur verstecken, sie tun so, als wären sie ausgestorben oder nicht da, es kommt aufs selbe heraus. Ich rüttle am Tor, klinge, ich weiß nicht, wie oft. Einmal knackt es, ich schreie in die Gegensprechanlage. Ich will in die Kirche, es ist wichtig.

I am lost, Sister. Das Tor bleibt zu, das Knacken hört auf.

Zusammengepfercht mit einer Fremden in der engen Gartenwohnung. Vier Wände um mich herum und eine Tür. Ich liege im abgedunkelten Zimmer und warte.

Ich erstarre, wenn ich sie höre.

Sie geht aufs Boot.

Ich mag das Zimmer am liebsten, wenn es leer ist.

Ich schlafe, ich schlafe nicht.

Sie ist wach. Sie schüttelt mich, damit ich aufstehe, mich wasche, esse.

Sie schüttelt mich oft in diesen Tagen. Genützt hat es nichts. Manchmal sitze ich auf der Stufe und sehe Ronnie zu.

Manchmal liegt sie auf ihrer Pritsche zwischen Kochnische und Eingang, das Kissen auf dem Gesicht, und weint.

Sie macht die Bootstour zu den Pinguinen und Robben, während ich mich hinter den Rollläden verschanze und Ronnie sich im Kreis dreht. Krankhaft besessen.

Nur der Ball zählt. Ein einziges Mal bellt er, als die bad guys uns bis vor die Tür verfolgen.

Er tut mir leid. Wir sehen uns in die Augen, und ich sehe mich. Im Kreis im Kreis.

Einmal bringt er mir den Ball.

Einmal legt er mir die Schnauze auf die Knie und lässt sich den Hals kraulen.

Einmal gehe ich zur Werft, das Gebäude ist nur noch eine leere Hülle, in ein Geflecht von rostigen Eisenstäben eingewoben. An manchen Stellen hängen Stücke von buntem Fensterglas. Es klappert und klirrt in meinen Ohren.

Der Hund und ich. Wir sind so.

Unheimlich, sagt sie. Hier sind alle verrückt. Kein Wunder, sagt sie.

Die Leute, sie nennen sich Buchtener.

Sie sagt, der Seelöwe, das war in einem Film.

Ich bin sicher, dass er hier auf der Straße lag. Ein südafrikanischer Seebär.

Ich höre sie brüllen. In der Woolfbaai werden sie abgeschlachtet.
 Sie sagt, ich sei krank.
 Sie ist nüchtern.
 Wird Zeit, dass sich der Wind dreht.
 Wie lange sind wir schon hier?
 Don't sleep and drive.
 I am the driver.
 Ich brauche keinen Arzt.

Ich weiß nicht, wie oft ich am Tor des Klosters klinge.
 Einmal meldet sich eine Frau. Sie sagt, gehen Sie in
 die Felsenkirche, die ist öffentlich. Ich sage, es mag eine
 Kirche sein, aber sie ist tot. Eine kalte, finstere Gruft.
 Gott ist dort nicht.
 Irgendwann surrt es, und das Tor geht auf.
 Der Hof ist menschenleer. Nichts rührt sich bis auf eine
 Gardine, die einen Spalt zur Seite geschoben wird.
 Die Kirche ist ein kleiner Gebetsraum, von den Bänken bis
 zur Decke mit Teppichen und Polstern ausgekleidet,
 ich versinke darin.
 Jemand sagt etwas. Das Gesicht einer Nonne dicht vor
 meinem. Stille. Wieder ein Gesicht, ein anderes. Stille.
 Finger auf meinem Arm, Ketten rasseln. Ich stehe in einem
 unbekanntem Hof, die Sonne sticht, und ich habe einen
 Schlüsselbund in der Hand.
 Did you lock? Eine Novizin mit weißem Schleier fegt den
 Platz. Immer absperren und dort drunter legen, sagt sie und
 zeigt auf einen Blumentopf neben der Treppe. Ich frage,
 wann Messe sei und ob ich kommen dürfe. Sie starrt mich
 an und kichert. Do you understand? Can I come to mass,
 it's important, und aus einem Fenster schreit jemand,
 say yes, Francisca.
 Ein pinkfarbenes Kleid, rotweiß getupftes Kopftuch,
 Ohrringe und Kupferarmbänder. Sie klirren, als sie mir die
 Hand reicht. Sister Mary Uutoni. Die Oberin. Messe um
 sieben.
 Ein Dutzend Schwestern, eine Handvoll Novizinnen.
 Deutsches Kirchengesangbuch, trauriger Gesang.
 Der alte Priester murmelt vor sich hin, als sei er allein.
 Sister Mary trägt jetzt die schwarze Ordenstracht und
 Schleier wie alle anderen.
 Ich weiß, dass wir jämmerlich singen, sagt sie nach der
 Messe. Wir sitzen auf der Bank neben der Madonna
 von Lourdes und trinken Eistee mit Zuckerrand. Der Himmel
 leuchtet in Purpurtönen, wenig später ist es stockdunkel.
 Man kann nicht bewegungslos dastehen und Lieder ohne
 Rhythmus singen.
 Habt ihr keine eigenen Gesänge?
 Deutscher Orden, deutsche Kultur. Deshalb sind wir hier.
 Sie nimmt den Schleier ab und schlingt sich das bunte
 Tuch um den Kopf.
 Afrikanerinnen tragen immer eine Kopfbedeckung.
 Wegen der Sonne, den Männern, den Haaren, wer weiß, sagt sie.
 Sie mustert mich, die helle Haut mit dem Rotstich, die
 glatten braunen Haare, die mir in dünnen Strähnen über
 die Schulter fallen.
 Alle wollen immer so aussehen wie ihr.
 Und ich will so aussehen wie ihr.
 What is your problem?

Wir sprechen lange miteinander. Ich erinnere mich nicht,
 worüber.

Es ist Mitternacht vorbei, als ich zur Wohnung bei den
 Manns zurückgehe. Ronnie springt an mir hoch und schubst
 mir den Ball vor die Füße.
 Sie liegt auf der Pritsche. Ihr Gesicht ist rot und verquollen,
 als hätte sie seit Stunden geweint.
 Es tut mir leid, flüstere ich.
 Was?, murmelt sie und streckt die Hand aus. Ihr Atem riecht
 nach Alkohol und Zigaretten.
 Ich bin müde, ich geh schlafen.
 Sister Mary hat ihre Hand auf meine gelegt, als ich weinte,
 und mich umarmt. Es hat mir nichts ausgemacht.
 Ich treffe sie noch ein paar Mal. Wir sprechen über Gott und
 singen afrikanische Lieder. Zur Messe gehe ich nicht mehr.
 Sister Mary ist auf dem Sprung. Wie ich. Sie weiß, wohin.
 Zurück in ihr Dorf, im Caprivi. My home, sagt sie.
 So heißt es, da wo man herkommt. Zuhause.
 Dort ist Gott, sagt sie.

Was gibt es Neues?
 Was haben wir in Lüderitz verloren?
 Wie lange liege ich schon im Bett der Manns?
 Als ich aufwache, erzählt sie von Pinguinen und Seehunden,
 die aussehen wie gebadete Otter, dort, wo sie aufgewachsen ist.
 Hast du getrunken?, murmle ich und schlafe wieder ein.
 I thought I knew you.
 Sie schüttelt mich und bohrt.
 Was ist los, was hast du?
 Driving and driving along, summe ich.
 Sie lässt nicht locker.
 Ohne dich geht es nicht weiter.
 Fehlt noch die rote Wüste, der Etosha-Park, Swakopmund,
 immer fehlt etwas.
 So viele Male gerettet, aber dieses Mal nicht. Dies Mal soll
 nichts gerettet werden. Nur vorübergehen.
 Sie findet mich mitten in der Nacht vor dem offenen Tor.
 Ich versuche, Ronnie am Halsband auf die Straße zu ziehen.
 Er stemmt sich dagegen. Wir zwei über alle Berge, ich
 sehe uns über die Dünen fliegen, frei, ich möchte, dass er
 das erlebt. Ich trage nur ein T-Shirt und bin barfuß.
 Sie zerrt mich zurück in den Hof.
 Frieden, rufe ich. Peace, Uxolo!
 Die Manns laufen herbei. Ich glaube, wir brauchen einen
 Arzt, sagt sie.
 Ich bin okay, du bist okay.
 Ich schreie nach Sister Mary. Die Manns holen sie.
 She is not sick, she has lost her senses, sagt sie.
 Ich habe nur etwas verloren.
 Wir werden in der Wüste danach graben. Ich werde als
 Sandrose wiedergeboren werden.

Am Morgen bringen sie mich in ein Ambulatorium in der
 Nähe des Hafens. Eine Krankenschwester nimmt mir Blut ab.

ARBEITSPLÄTZE SCHNITT GRAFIK DRUCKEN & PLOTTEN BIS A0
 EQUIPMENT-VERLEIH VIDEO FOTO BUS MUSIK BERATUNGEN GESUCHE GRAFIK VIDEO
 INFORMATIONEN FÜR KULTURSCHAFFENDE

EIN PROJEKT DES MIGROS-KULTURPROZENT
KULTURBÜRO ooh!
 ST.GALLEN

Kulturbüro, Blumenbergplatz 3, 9000 St.Gallen, Tel. 071 222 60 77

www.kulturbuero.ch / www.facebook.com/KulturbueroStGallen

0
3
-
2
0
1
5



www.kinok.ch



Kinok | Cinema in der Lokremise
 Grünbergstrasse 7 | St.Gallen
 Reservationen: 071 245 80 72

Abendprogramm
 für Jugendliche &
 Erwachsene

**Figuren
 Theater
 St.Gallen**

Macbeth für Anfänger

Derbe Volkstheater-Komik und
 Shakespeare'sche Tragödie

Fr. 20. &
 Sa. 21. März
 20:00

Thalias Compagnons
 Nürnberg



Spielplan und Reservationen: www.figurentheater-sg.ch

Grenzen

Mit Ihrer Spende ermöglichen

überwinden –

Sie Menschen in Asylverfahren

Bildung für Alle!

einen Deutschkurs!

Weben Sie mit am Solidaritätsnetz –
 Ihre Spende ermöglicht unsere Arbeit!
 PC 85-355701-5,
 IBAN CH52 0900 0000 8535 5701 5

C solidaritätsnetz

www.solidaritaetsnetz.ch

No complaints, you have nice good blood. You will be okay.
 Sie tätschelt mir den Rücken. Wie schön sie ist in ihrer weißen
 Tracht. Ich halte meinen Arm gegen ihren. Helle und
 dunkle Haut. Aber das Blut hat dieselbe Farbe. Ich kichere.
 Ich warte nicht, bis der Arzt auftaucht. Ich will zurück,
 hinauf ins Kloster. Meine Gedanken ordnen. Nach wenigen
 Schritten dreht sich alles. Ich lasse mich auf den Gehsteig
 fallen.

Aus einer Bar stürzen zwei Frauen. Sie führen mich hinein,
 setzen mich an einen Tisch, bringen mir ein großes Glas
 Wasser und einen kleinen Brandy. It's good for you, sagt die
 Jüngere.

Haben Sie vielleicht Tee, Five Roses?

Ein dampfender Krug. Kamillentee. Viel Zucker.

Ein Anfall von Schwäche, Melancholie, Wüstenfieber.

Ist gleich vorbei. Im Blut nichts Auffälliges, ich bin nicht
 ansteckend.

Wo bin ich aufgewacht nach dieser langen Nacht?

Eine schummrige Kneipe. Viele Matrosen. Die Frauen tragen
 dünne, fast durchsichtige Röcke aus goldener und hell-
 blauer Kunstseide, ein Hauch rosarot und weinrot auf den
 Lippen, ein kleines Lächeln, mit einer Andeutung von
 Spott und mütterlicher Sorge.

Die Portugiesen singen traurige Lieder.

Mich kümmert ihr Schicksal weniger als meine eigene Haut.

No, eu no fala Portugues, sorry.

What do you do with the ...

Sorgen Sie sich nicht wegen meinem Aussehen, es täuscht.

Dort, wo ich herkomme, sind alle so, rote Köpfe und weiße
 Hälse. Ein anderer Planet.

Dort ist jede Sehnsucht verdorrt.

Ihre Anteilnahme tut mir gut, sie kommt aus der Tiefe Ihres
 Herzens, danke, danke, ich sehe das. Lassen Sie mich
 eine Weile hier sitzen. Und dann rufen Sie bitte bei den
 deutschen Schwestern an.

You call, and I come. It's time for a change.

Den Kopf zurechtrücken, sagt Sister Mary.

Sie bringt mich zu einem Sangoma. Quer durch die Stadt,
 weit über das Hafenviertel hinaus in eine heruntergekommene
 Siedlung am Rand des Townships. Es heißt Benguela wie
 die Meeresströmung. Eine Ansammlung von shacks und Müll,
 dahinter Wüste.

Im Verschlag des witch doctors ist es stockdunkel, es riecht
 nach Fäkalien, Rauch und Ziegen. Und Currykraut.

Der Alte steht schwankend in der Tür und begrüßt uns mit
 einem meckernden Lachen, als er Mary erkennt. Er zeigt
 auf meinen Kopf und grinst. What do you have there?

Mary reicht ihm eine in Papier eingewickelte Flasche. Er
 nimmt einen kräftigen Schluck.

Ich will raus, an die frische Luft, weg von hier. Mary hält
 meinen Arm umklammert.

Out of her mind, sagt sie zu ihm, und etwas in einer anderen
 Sprache. Beide lachen.

Der Sand ist es nicht, es ist der Wind. Immer dieser Wind in
 Lüderitz, er wirbelt alles durcheinander.

Mein Kopf droht zu platzen. Das ist nicht meiner. Ich hatte
 noch nie solche Schmerzen.

Es stimmt nicht, dass wir in Lüderitz nie etwas zusammen
 unternommen haben. Wir waren in Kolmanskop. Eine Geister-
 stadt aus der Zeit des Diamantenfiebers, auf der Kuppe
 oberhalb der Lüderitzbucht. Mit den Überresten prunkvoller
 Tanzsäle, Ruinen von Schulen und Amtshäusern, an denen
 noch Schilder baumeln, Gebäudeskelette, durch die der Wind
 den Sand treibt. In manchen Räumen steht er bis zur Decke.
 Bald wird das letzte Stück Mauer in der Wüste versunken,
 alle Spuren einer menschlichen Siedlung verwischt sein.
 Diese Bilder fallen mir ein, in der Hütte des Sangoma, diese
 unwirkliche Landschaft. Alles andere bricht über mir zu-
 sammen. Als ich mich an die Geisterstadt erinnere, weiß ich,
 wie es in meinem Kopf aussieht.

Der alte Hexer sieht es auch.

Er zieht an einer Zigarre und bläst mir den Rauch ins Gesicht.
 Er klopft meine Stirn ab und brummt etwas. Ich verstehe
 ihn nicht. Mary übersetzt.

Trink, sagt er und reicht mir ein braunes Fläschchen.

Ich nippe daran und wüрге. Nein, danke, sage ich und will
 sie ihm zurückgeben. Du musst es austrinken, befiehlt er.

Nur Mut, sagt Mary. Es bringt dich nicht um. Ich hab's auch
 überlebt.

You must go home, sagt er.

Sie weiß nicht, wo das ist, erwidert Mary.

She will. She will write it down. Like a map. And she will know.

Es schmeckt ekelhaft süß, kleine Fetzen, wie von geronnener

Milch, bleiben an meinen Lippen kleben.

Es schüttelt mich von Kopf bis Fuß.

She doesn't have words, sagt Mary.

No worries. God knows.

(...)



Monika Slamanig. Bild: pd

Buchvernissage: Sonntag, 29. März, 14 Uhr,
 Festsaal im Stadthaus, Gallusstrasse 14, St.Gallen
 Monika Slamanig: *Durstland. Eine Reise*,
 VGS St.Gallen 2015, Fr. 23.–
 vgs-sg.ch

The Swiss Art of Rock

Lurker Grand beendet seine Trilogie der Schweizer Rockgeschichte mit einer Hommage an die Grafik. von Pius Frey

Hot Love erschien 2006, 2012 folgte *Heute und Danach*, und jetzt legt der St.Galler Lurker Grand *Die Not hat ein Ende* vor. Das fette Buch zeichnet vornehmlich und vorzüglich anhand von Grafik, also Konzertplakaten und Platten-Covers, die Geschichte der Schweizer Rock-Szene der letzten 50 Jahre nach. Nach einem einführenden ersten Teil verlebendigt der zweite Teil in grosser Fülle und Breite anhand von Künstlerporträts die letzten fünf Rock-Jahrzehnte. Der dritte und letzte Teil ist ein intelligenter Diskurs über Gestaltung in der Rockkultur und die damit verbundenen Besonderheiten in der Schweiz.

Vorreiter waren die Jazzer

Die Chronologie Rock over Switzerland von Sam Mumenthaler, unter anderem Verfasser des Standardwerks *Beat Pop Protest – Der Sound der Schweizer Sixties* und Mitherausgeber der *Swiss Pop & Rock Anthology*, geht klar und informativ auf die Meilensteine vom Rock'n'Roll der Fünfzigerjahre bis zur heutigen Rock-Szene ein. Und schon hier wird nicht nur über Musik berichtet, sondern auch auf gesellschaftliche Veränderungen eingegangen, immer mit Blick auf das Visuelle. So weist Mumenthaler etwa darauf hin, dass Jazz bei den Kreativen der 50er- und 60er-Jahre äusserst beliebt war und somit Jazz-Plakate grafisch schon was darstellten.

Von solch visueller Kreativität war die aufkommende Beat- und Rockszene noch weit entfernt. Die meisten Veranstaltungsplakate sahen sehr nüchtern aus. Doch die Zeiten änderten sich in der «Art of Rock». Grafisch tätige Musiker kamen ins Spiel, welche eine eigentliche Plakat- und Cover-Kunst entstehen liessen. Ein Plakat-Pionier war auch der für Good News arbeitende Grafiker Peter Blumer. Und die Art of Rock kam bis nach St.Gallen: Der verstorbene Künstler H.R. Giger gestaltete für die Band Shiver ein Plattencover.

Mit Punk und New Wave kam später nicht nur neuer Sound, sondern auch eine neue Ästhetik auf die Covers und Plakate. Dabei fällt immer wieder das starke Zusammenspiel von bildenden Künstlern und Musik auf. Klaudia Schiffrerle und Peter Fischli seien hier erwähnt. Die 80er-Jahre waren höchst kreativ in allen Belangen. Starke Verbindungen von Musik, Kunst, Fanzines und Zeitschriften sind angesagt.

Jeker, Giger, Bonsma...

Den Hauptteil von *Die Not hat ein Ende* bilden die fünfzehn Künstlerporträts. Abbildungen von Plakaten und Covers sowie Texte geben einen guten Einblick in fünfzig Jahre Musikgeschehen. Nur schon die Gespräche mit Düde Dürst, einem Urgestein der Schweizer Musikszene, sind eine Wucht. Und in einer Plakatgeschichte von Lurker Grand über den Gestalter Werner Jeker kommt auch ein St.Galler Ereignis zur Sprache: 1969 spielten Black Sabbath im legendären Musik-Club Africana. Der Eintritt kostete Fr. 2.50 inklusive Cola. Die Band schlief in den Gemächern ob dem Goliath.

Gut dokumentiert ist auch die Cover-Kunst von H.R. Giger, dem Gestalter vieler Plattencovers; von den erwähnten Shiver über die Nachfolgebänd Island aus St.Gallen

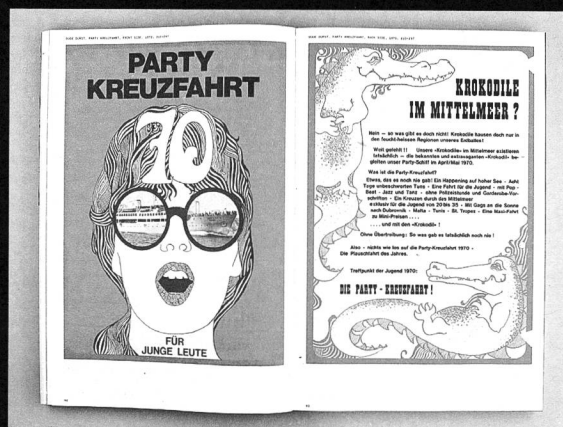
bis zu ELP, Magma oder Floh de Cologne. Dazu gibt es einen Originaltext von Giger wie auch von Keith Emerson.

Die Plakatgeschichten nähern sich der heutigen Zeit, dem Punk und anderer widerständiger Musik und damit unter anderem Peter Bäder mit seinen RecRec-Plakaten, aber auch einem inspirierten Plakat für ein Konzert der Appenzeller Space Schöttli. Die Kunst von Dirk Bonsma mit seinem feinen Stil ist zu bewundern, dann der eigenwillige Musiker, Gestalter und Rockkosmiker Jacques Schouwey. Der Sammelband beweist die durchwegs hohe Qualität des Designs; stellvertretend für viele seien die Künstler, Gestalter und oft auch Musiker Peter Wittwer, Cédric Magnin, Michel Casarromona, Märt Infanger oder Cornel Windlin erwähnt. Stilbildend und abgedreht «Rockmaster K» Alain C. Kupper und Eric Andersen, welcher Stile aus Punkzeiten mit einer neuen Ästhetik verbindet. Das ist radikale Kunst auf Konzertplakaten.

Abgerundet wird das Buch durch einen illustrierten Diskurs von Roland Fischbacher und Robert Lzicar zur Frage: Was ist Schweizer Rockgrafik? Die Antworten führen von den Wurzeln über Bildkonstruktion und -montage bis zu lokalen Szenen, Handwerk und Ideal und in die Gegenwart der Schweizer Rockgrafik. Den Schluss des Buches macht, wie es sich für Lurker-Produktionen gehört, ein perfekter Künstler- und Bandindex.

Lurker Grand (Hrsg.): *Die Not hat ein Ende. The Swiss Art of Rock*. 500 Seiten, Grossformat, zahlreiche Abbildungen, Texte in Deutsch und Englisch. Edition Patrick Frey 2015, ca. Fr. 78.–.

Buchvernissage:
Donnerstag, 26. März, 20 Uhr, Palace St.Gallen.



Ein Werk von Düde Dürst. Bild: editionpatrickfrey.com

Elefanten, Ufos & Mani Matter

Nach 17 Jahren engagierten Tuns bringt Thedawn endlich ein Solo-Album heraus – mit neuen, älteren und ganz alten Tönen drauf. Auch auf Vinyl.
von Corinne Riedener

Gleich kistenweise stapeln sich derzeit die Platten bei Nils Halter zu Hause. 300 sind es – die Vinyl-Auflage seines Doppel-Albums *Mad World*, das am 13. März in die Läden kommt. Daneben steht ein Bürotisch, begraben unter Controllern, Computern, Mixern, Boxen, Remix Decks und etlichen Metern Kabel. Halters Equipment. Jetzt, drei Wochen vor der Plattentaufe in Wil, sitzt er mehrere Stunden täglich an seinen Geräten. Um zu üben, denn einfach nur dort stehen und auf Play drücken, das will er nicht. Er mixt live. Die 15 Tracks hat er demontiert, um sie dann in Echtzeit wieder zusammenzusetzen – mit Support: ZuB wird an Thedawns Seite sein. Zub, das steht für Zubkultur; Rapper, Träumer und Drummer aus Wil, wo auch Halter aufgewachsen ist. *Isch bequem?* heisst sein meinungsstarkes Album, das er seit letztem Herbst auf zubkultur.ch gratis zum Download anbietet.

Allerhöchste Zeit

Thedawn, die Dämmerung, das ist eben Nils Halter, 36, aus St.Gallen. *Mad World* ist sein erstes Solo-Album. Eine Frechheit eigentlich, immerhin ist er als DJ und Produzent schon seit Jahren fixer Bestandteil der erweiterten Ostschweizer Rap-Szene – seit 1998 um genau zu sein. Erweitert deshalb, weil sich Thedawn nur selten um Genre-Grenzen schert, erstens, und zweitens, weil er auch die geografischen Grenzen ziemlich früh überwunden hat. Aktuell hat der gelernte Tontechniker seine Finger in einem Londoner und in zwei südafrikanischen Projekten. Und was die Ostschweiz angeht, tja... hier reicht der Platz nur gerade für einen kleinen Auszug: fünf Alben mit Odi-um von Trilogy, allerlei Irres, unter anderem ein umwerfendes Mixtape mit seiner noch relativ jungen Bass-Crew, den Bass(t) art.os, Projekte mit Gunda Weeche von Madd Family, Ronos von Topic One, Gloria Lama, Manuel Hobi. Und nicht zu vergessen: die gefühlten 100'000 Stunden hinter irgendwelchen Turntables in einem Club in irgendeiner Stadt.

Es war definitiv Zeit für ein Album. «Allerhöchste Zeit», wie Thedawn selber zugeben muss, «langsam musste ich irgendwas anfangen mit all dem Material.» Und davon hat er massig. Das geht von HipHop und Soul über Reggae zu Dub, Dubstep und Drum'n'Bass nach Dancehall, Boogie und wieder zurück. So überrascht es auch nicht, dass die eigentliche Songauswahl das Schwierigste für ihn war: «Es dauerte ewig, bis die definitive Auswahl stand. Ich wollte ein genrebezogenes Album machen und durfte deshalb den Fokus nicht verlieren – was mir teilweise echt schwer fiel.»

Mad World ist genretechnisch, nun ja, nicht wirklich als «reinrassig» zu bezeichnen. Aber wer will das schon. Gerade deshalb ist das Album wohl so dawn-typisch und trotz oder auch wegen seines irren Titels recht ironisch herausgekommen. Das Artwork von Luca Cellere verrät übrigens einiges über den Sound im Innern: Es ist der Soundtrack eines

50er-Jahr-Science-Fiction-Streifens, dessen Endboss auf wacklige Orgeln steht und in der Karibik wohnt, wo er grosse grüne Seepferdspinnen züchtet. So irr, dass es 2015 sein könnte. Oder auch nicht. Thedawn packt jedenfalls so ziemlich alles drauf, was es für einen solchen Film bräuchte: Hip Hop, Twenties Jazz und Bläsersätze. Reggae, Drums, verdubte Bässe. Hasen, Ufos, Mani Matter. Italienische Elefanten im Gänsemarsch. Mit Laseraugen.



Eisgedubte Bässe

Das liest sich jetzt wohl schräger, als es sich anhört. Nämlich recht erfrischend. Kommt hinzu, dass es zur Abwechslung ganz wohltuend ist, mal nicht ständig mit Texten vollgespamt zu werden und sich einfach vom Sound forttragen zu lassen. Zwischendurch ziehen da schon ein paar Wortfetzen vorbei, aber nur wenn nötig. Und nie mehr als nötig. Einmal ist es Charlie Chaplin als *Dictator* bei seiner Rede in ebendiesem Film aus 1940 – grossartig. Ein andermal ist es Mani Matter, ein Reggae-Matter. Samt *Eskimo* und Cembalo. Aber wir wissen ja, wie die Geschichte endet: Er «isch ums Lääbä chooo». Thedawn killt ihn nach etwa zweieinhalb Minuten – mit eisgedubten Bässen, die lange vorher schon von einem schaurig-schrägen Cembalo angekündigt werden. Auf *Mad World* sind aber auch zeitgenössische Stimmen zu hören, etwa Morrison Ford aus London im Opener: still alive und bestens in Form. Oder auch der St.Galler Colin Davies aka Gunda Weeche, mit *Showtime*, einem Jungle-Tune, der auch auf oben genanntem Bass(t)art.os-Mixtape vertreten ist – geht voll in die Beine, aber sowas von.

Wer von Thedawn ein typisches Hip Hop-Album erwartet, wird vermutlich enttäuscht sein. Dafür spannt er den Genre-Bogen schlicht etwas zu weit. Wer aber offen ist für eine abgefahrene Portion Seepferdspinnen mit alles und scharf, darf sich auf ein paar musikalische Überraschungen freuen. Alles in allem gleicht *Mad World* in der Tat unserer Welt, in der wir leben: Nicht alles ist auf Anhieb durchschaubar und gerade deshalb wert, entdeckt zu werden. Was furcht-einflössend ist, entpuppt sich vielleicht als Scherz, was angenehm flauschig daherkommt, kann in einem Drama enden. Und manchmal muss man zurückschauen, um das, was vorne liegt, zu erkennen.

Thedawn: *Mad World*, ab 13. März im Handel, digital und auf Vinyl mit dl-Code, Fr. 40.–.
Plattentaufe: Freitag, 13. März, Gare de Lion, Wil.
Support: DJ Pac-Man & Bass(t)art.os.
garedelion.ch

Weitere Konzerte:
21. März, Kaff Frauenfeld, 28. März, St.Gallen, tba.

Zäher Fortschritt in einer rauen Welt

Von Träumen, die an der Realität zerschellen, erzählt der Dok-Film *Life in Progress*: Er begleitet drei südafrikanische Teenager ins Erwachsenenleben. Schauplatz ist ein Township – ein rauher Ort, an dem die Jugend schnell vorbei ist. von Urs-Peter Zwingli



Seipati (links) beim Training: Vom strahlenden Mädchen zur resignierten Frau. Bild: pd

«You didn't care, you just shoot. Those were the days.» So lakonisch und brutal zugleich blickt der Südafrikaner Jerry auf die blutigen Wirren zurück, die Anfang der 90er-Jahre das Ende der Apartheid begleiteten. Heute ist Jerry Tanzlehrer in Katlehong, einem Township bei Johannesburg – und die Apartheid Geschichte. Doch noch immer prägt wirtschaftliche Ungleichheit Südafrika und läuft der Alltag weitgehend nach Hautfarben getrennt ab.

Hier spürt die Zürcher Filmemacherin Irene Loebell mit *Life in Progress* dem Leben von drei Teenagern in Katlehong nach, was in der Sotho-Sprache Progress bedeutet. Ein zweideutiger Filmtitel also: Denn das Leben des Mädchens Seipati und der beiden Jungs Venter und Tshidiso verläuft eher in Brüchen, Fortschritte müssen sich die Teenager hart erarbeiten.

Junge Mütter, keine Väter

Epizentrum der Geschichte ist Jerrys Tanzschule Taxido mitten im Township, eine Art soziale Institution, die die Kids von der Strasse holt. Hier trainieren Seipati, Venter und Tshidiso und geben sich ihren Träumen hin, vielleicht eine Tanzkarriere zu machen. «Viele Jugendliche, die ich getroffen habe, haben unglaublich riesige Hoffnungen in die Zukunft – und sie lernen früh, damit zu leben, dass diese Hoffnungen immer wieder zerplatzen», sagt Irene Loebell. Das Township mit seinen prekären Lebensbedingungen sei ein Ort, «an dem die Menschen schnell alt werden».

Über sechs Jahre ist Loebell immer wieder nach Katlehong gereist, wo eine halbe Million Menschen leben, und hat dabei «sicher über hundert Familien näher kennengelernt». Diesen ausführlichen Recherchen ist es wohl auch zu verdanken, dass Loebell mit ihrer Kamera sehr nahe ins Leben ihrer Akteure treten und diese auch in intimen Momenten dokumentieren darf: Etwa wenn Venter seinen Vater, den er seit über zehn Jahren nicht gesehen hat, besucht – und ihn mit seinem Schmerz konfrontiert.

Fast alle Familien im Township sind auf die eine oder andere Art zerrissen. So fehlen Venter, Seipati und Tsidisho ihre Väter: Diese arbeiten weit weg, sind gestorben oder wollen einfach nichts von ihren Kindern wissen. Das Hadern mit der Vaterlosigkeit zieht sich als roter Faden durch den Film.

Nach und nach erfährt man in kaleidoskopischen Filmschnipseln, die sich langsam zu einem grösseren Bild zusammenfügen, was die Jugendlichen sonst noch umtreibt: Venter will für ein besseres Leben an die Uni, Tsidisho beschleicht als Frauenheld irgendwann die Angst vor Aids – und Seipati wird ungewollt schwanger. Schnell wird klar: Auch dieses Kind wird wohl ohne Vater aufwachsen, denn von ihm ist weder die Rede noch ist er zu sehen. Und schon ist Seipati, die man zu Beginn als strahlendes, tanzendes Mädchen kennenlernt, eine resignierte Frau mit einem Baby auf dem Arm.

Freiheit auf dem Papier

Loebell porträtiert im Film die erste Generation Südafrikas, die in staatlich garantierter Freiheit aufwächst. Über die Apartheid wird im Film kaum geredet. «Im Township zählt vor allem das Hier und Jetzt, der tägliche Kampf ums Überleben. Die Apartheid ist für die Jugendlichen weit weg, sie kennen sie nur aus der Schule», sagt Loebell. Dennoch sind die Nachwirkungen der Rassentrennung in den Bildern zu spüren: Weisse gibt es im Township nicht. Man sieht sie nur kurz im Publikum, als die Tanzgruppe einmal in einem schickeren Viertel von Johannesburg auftritt. Ein Umstand, der Loebell wohl auch Türen geöffnet hat: «Ich bin die erste weisse Person, die diese Jugendlichen näher kennengelernt haben, die sich für sie interessiert und mit ihnen Gespräche führt. Das hat ihre Neugier geweckt.»

Und dieser Dialog geht weiter: Venter und Tsidisho werden für die Filmpremieren in mehrere Schweizer Städte anreisen, sich dort an Diskussionen beteiligen und bei Schulvorstellungen Tanzworkshops abhalten. Für die beiden jungen Männer, die ausser in ihrem Heimatland bisher nur in der südafrikanischen Enklave Lesotho waren, ein riesiger Schritt – und für Zuschauer und Schüler die Chance, Fragen zu stellen, die beim Schauen des Films unweigerlich aufgeworfen werden: Etwa, wo die Protagonisten des Films, der mit einem Hoffnungsschimmer endet, jetzt im Leben stehen.

Premiere: Mittwoch, 4. März, 20 Uhr, Kinok St.Gallen. Im Anschluss spricht die Regisseurin Irene Loebell mit dem Historiker Hans Fässler.

Bas Jan Aders «Fall», Celans «Schwellen»

Vor knapp einem Jahr zog die Rapperswiler Stadtbibliothek in die Alte Fabrik der Gebert Stiftung für Kultur. Eine klug kuratierte Ausstellung in diesem Haus widmet sich nun dem Medium Buch. von Georg Gatsas

Ein Filmstill des amerikanisch-niederländischen Konzeptkünstlers Bas Jan Ader zielt die Einladungskarte zu der Gruppenausstellung «Unendliche Bibliothek» in der Alten Fabrik der Gebert Stiftung für Kultur in Rapperswil. Und gleich zu Beginn erblickt man die wichtigste Arbeit der Ausstellung, eine Performance-Dokumentation des jungen, schlanken Mannes aus dem Jahre 1972: Zweimal täglich ging Bas Jan Ader in die Amsterdamer Galerie Art & Project, setzte sich dort auf einen Stuhl neben einem kleinen Tisch, der Kamera zugewandt. Ein gefülltes Glas Wasser stand bereit. Laut las er immer dieselbe Geschichte, *The Boy who plunged over Niagara*, aus einer Ausgabe des «Reader's Digest» vor. Diese handelt – nach einer wahren Begebenheit – von einem jungen Abenteuerer, der sich mit seinem Schlauchboot die Niagarafälle hinabstürzt. Während den Redepausen trank Ader aus dem Glas, am Ende der 15-minütigen Lesung war es leer. Der Künstler stand dann wortlos auf und verliess die Galerie.



Bas Jan Ader. Bild: pd

Fallstudien

The Boy who fell over Niagara Falls benannte Ader seine Arbeit. Dass im Gegensatz zur «Reader's Digest»-Geschichte bei ihm plötzlich «fell» und «Falls» im Titel auftauchen, ist kein Zufall: Er hatte sein gesamtes, schmales Werk dem Fallen und dem damit einhergehenden möglichen Scheitern gewidmet. Aders *Fallstudien* – er selbst ist 1975 im Atlantik verschollen – entdeckt man nicht nur in Ausstellungen immer wieder. Dorothee Elmiger etwa, die am 5. März in der Gruppenausstellung eine Lesung gibt, thematisiert in ihrem jüngsten Roman *Schlafgänger* mit Andeutungen auf die irritierenden Werke des Konzeptkünstlers ebenfalls die Grenze zum Tod.

Und heute, wo auch die Kunst ganz im Dienste der Leistungsgesellschaft mitsamt ihren alltäglichen Ritualen der Selbstoptimierung steht, ist die Arbeit von Bas Jan Ader sehr interessant. Alles, selbst das Nichtstun, bemisst sich nach dem Massstab des Produktiven. Sich fallen lassen ist ein Tabu, Scheitern wird als eigenverschuldetes Versagen erlebt.

Ist nun Lesen ein Kontrapunkt zum kapitalistischen Realismus? Können Bibliotheken als Festungen gegen den um sich wütenden Neoliberalismus gedeutet werden? Die Kantone und Städte jedenfalls liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die ausgeklügeltsten Bibliothekssysteme und die Vernetzung der Informationsinfrastrukturen für die Wissensgesell-

schaft. Man denke etwa an die gerade eröffnete Bibliothek der ZHdK, an das Rauminformationssystem der Bibliothek von Roll oder an swissbib.ch, den Metakatalog der Schweizer Hochschulbibliotheken und der Nationalbibliothek, mit dem mittels Kurierdienst innerhalb einer Stunde ein Buch von einer Bibliothek in die andere geschickt werden kann.

Die «Unendliche Bibliothek» ist deshalb eng an den Einzug der Stadtbibliothek in die Alte Fabrik gekoppelt. Dass im Fortschreiten der digitalen Revolution, der allzeit möglichen Abrufbarkeit und dem Teilen von Informationen, Bildern und Texten die Zahl der jährlich erscheinenden Publikationen exponentiell gewachsen ist, scheint paradox, macht aber gleichzeitig Sinn: Die Herstellungsmöglichkeiten haben sich vereinfacht und beschleunigt, die Distributions- und Promotionswege vervielfacht.

Menschen, die gerade noch anwesend waren

Fabian Marti, Emanuel Rossetti und Piero Golia waren sich dieser Tatsache bewusst, als sie vor fünf Jahren *The Dor* gestartet haben: Es ist ein wachsendes digitales Archiv, das schwer auffindbare Foto- und Künstlerbücher über eine Online-Datenbank für Interessierte zugänglich macht. Einen Teil davon findet man nun ausgedruckt in der «Unendlichen Bibliothek». Saädane Afif sichtet und sammelt solche Reproduktionen der Reproduktion obsessiv: *The Fountain Archive* heisst seine wachsende Sammlung von aus Magazinen und Büchern herausgelösten und einzeln gerahmten Abbildungen von Marcel Duchamps berühmtem *Urinoir*. Veronika Spierenburgs Videoprojektion *From Right To Left* findet man gleich im Anschluss an Affis fortlaufende Serie, und sie macht deutlich: Manisch und produktiv wie Büchermacher widmen sich auch Künstler dem Medium Buch. Reihe an Reihe findet man ihre Arbeiten in dieser von Alexandra Blättler klug kuratierten Gruppenausstellung – in unterschiedlichster Form.

Eine bleibt speziell hängen und spannt den Bogen zu Bas Jan Ader: Latifa Echakhch's Hommage an den jüdisch-rumänisch geborenen, deutschsprachigen Schriftsteller Paul Celan. Unter einer Serviette auf einem Nierentisch aus den 50er-Jahren versteckt, lässt sich Celans Gedichtband *De seuil en seuil* (Von Schwelle zu Schwelle) erahnen. Die Arbeit gehört zur Werkgruppe der *Fantômes* – Objektcollagen, die aus einem oder zwei Gegenständen und einem Stück verhüllendem Stoff bestehen. Mit ihnen verweist Echakhch auf die Abwesenheit von Menschen, die gerade noch anwesend waren.

Celan selbst verkräftete die Deportation und den Tod seiner Eltern, seine eigene Zeit in den Arbeitslagern unter dem Nazi-Regime nie. 1970 beendete er sein Leben am Point Mirabeau durch einen Sprung in die Seine.

Unendliche Bibliothek: bis Sonntag, 29. März,
Alte Fabrik Rapperswil.
alte-fabrik.ch

Malen in der «Flugasche»

Exilland Schweiz, zweimal für die Berliner Malerin Vera Singer: 1944 als jüdisches Kind und nach 1989 für ihre Bilder. In Rapperswil ist ihr Werk jetzt zu besichtigen.
von Peter Röllin

Kurze Zeit nach dem Mauerfall 1989 fanden zwölf Bilderkisten mit Werken der 1927 in Berlin geborenen jüdischen Künstlerin Vera Singer den Weg nach Rapperswil. Mit dem Ende der DDR war für die seit 1948 in Ostberlin tätige Antifaschistin die «bessere» Staats- und Gesellschaftsform zu Ende – Vera Singer schickte ihre Bilder in die Emigration in die Schweiz. Als junges Mädchen hatte sie in Ascona und Zürich gelebt. Jetzt zeigt die IG Halle im Kunstzeughaus Rapperswil ihre Werke, danach reisen sie wieder zurück nach Berlin zur heute 88-jährigen Künstlerin. In ihrem malerischen Schaffen bilden Werkstätige in den DDR-Chemiewerken BUNA bei Halle, die über Jahre von Vera Singers Ehemann, Hans Singer, geleitet wurden, ein zentrales Thema.

Aufbau des neues Deutschlands

Vera Singer, als Vera Adler 1927 in jüdischer Familie in Berlin geboren, emigrierte 1939 nach Frankreich. Die Jugendjahre verbrachte sie in Ascona und Zürich. Imre Reiner, Max Gubler und Johannes Itten waren in ihrer frühen Ausbildung wichtig. Ihr späterer Ehemann Hans Singer emigrierte 1933 zwölfjährig mit seiner Mutter Kass-Horwitz samt zweitem Ehemann und drei Geschwistern (eines aus zweiter Ehe) von Berlin nach St.Gallen. Zeitweise war ihre Wohnadresse das Haus des heutigen Restaurants Dreilinden. Nach Schulen in Kaltbrunn und St.Gallen war Singer nach seinem Chemiestudium an der ETH Zürich aktiver Sekretär der KPD-Bewegung «Freies Deutschland». Dort lernte Vera Hans Singer kennen. Dessen Vater, Kurt Singer, Musikwissenschaftler, Intendant der Städtischen Oper Berlin und Gründer und Leiter des Kulturbunds Deutscher Juden, starb 1944 im KZ Theresienstadt. Um 1941 lebte Sohn Hans Singer, dem die Erwerbstätigkeit verboten war, zeitweise im Emigranten-Arbeitslager Nuovo Locarno im Tessin.

1948 emigrierten Vera und Hans Singer in die sowjetische Besatzungszone Berlins, um sich als Antifaschisten und Kommunisten für den Wiederaufbau Deutschlands zu engagieren. Nach Studienjahren in München war Vera Singer 1951-53 an der Deutschen Akademie der Künste in Berlin-Weissensee Meisterschülerin beim Maler und Widerstandskämpfer Max Lingner. Erste öffentliche Wandbilder von Vera Singer entstanden gemeinsam mit Gerhard Moll. Für Vera Singer war der Satz von Käthe Kollwitz «Ich will wirken in dieser Zeit» von zentraler Bedeutung. Im Sinne einer humanistischen Haltung entsprach diese Aussage auch Singers eigener Sicht von der Welt des Westens, deren System auf Ausbeutung beruhe. Geehrt wurde Vera Singer für ihr Engagement 1970 von der Pariser Société d'Éducation et d'Encouragement Art, Sciences, Lettres.

Stilleben aus der Chemiefabrik

1969, mit der Berufung von Hans Singer zum Generaldirektor des riesigen Chemie-Kombinats VEB Chemische Werke BUNA in Schkopau bei Halle an der Saale trat auch Vera Singer mitten in die Industrielwelt der dort arbeitenden 20'000 Werkstätigen. Die BUNA-Werke zählten damals mit jenen in Bitterfeld zu den grössten und auch am stärksten umweltbelasteten Betrieben im mitteldeutschen Raum. Vera Singer verstand ihr künstlerisches Wirken in jenem Umfeld als gesellschaftliches Engagement: «Der Wirklichkeit nachspüren, zu neuen Erkenntnissen gelangen, mit diesen Erkenntnissen in der dem Maler eigenen Sprache auf die Wirklichkeit einwirken: Das ist für mich, und sicher nicht nur für mich, ein grosses und erlebnisreiches Vorhaben.» In Schkopau entstanden wichtige Porträts von Werkstätigen und Stilleben aus den Betrieben.

Die DDR wurde 1949 gegründet. Malen und noch mehr das Schreiben unterstanden seit der Übernahme der



Vera Singer: *Schlosser*, Oswald May, Mischtechnik, 1969



Vera Singer: *Kopfturm*, Mischtechnik, 1990 (Nachricht kurz nach dem Mauerfall)

zuvor selbständigen Kulturkommissionen durch das 1954 geschaffene Ministerium für Kultur der zentral geführten Observierung, angefangen von der Kultur in Städten und Dörfern über Betriebe bis in abgelegene Heimatmuseen. An die Stelle «unfruchtbarer Formexperimente» und «bürgerlicher Intelligenz» setzte die Partei bei der Kulturrevolution auf die Arbeiterklasse («Bitterfelder Weg», Programm schreibender Arbeiter). Monika Marons Roman *Flugasche* mit der offenen Kritik an der Umweltbelastung der Chemiestadt Bitterfeld ist ein prominentes Beispiel dafür. Das kritische Werk durfte in der DDR nicht erscheinen (1981 brachte es S. Fischer in Frankfurt a. M. heraus). Mit dem Baubeginn der Berliner Mauer 1961, der sichtbar gewordenen Zweistaatlichkeit, sahen sich ostdeutsche Künstlerinnen und Künstler zunehmend stark mit kulturpolitischen Kampagnen konfrontiert. Wie aus neueren kunstgeschichtlichen Arbeiten unter anderem von Manuela Bonnke und Elke Kühns hervorgeht, existierten in der Kunst der DDR und deren Systemeinbindung sich ablösende programmatische Ausrichtungen, an die sich Künstlerinnen und Künstler halten mussten.

Ehemann Hans Singer starb 1979 an Krebs. Vera Singer kehrte in der Folge nach Berlin-Mitte zurück, wo sie heute lebt und bis vor kurzem sehr intensiv ihr umfassendes grafisches Arbeiten mit Aquarellstiften, Kreide und Kohle auf Bütteln weiterführte.

Mauerfall und Epilog

Künstlerisch sind für Vera Singer neben dem Schweizer Max Gubler, den Klassikern Henri Matisse und Max Beckmann vor allem sozialistisch engagierte Maler wichtige Vorbilder. Der Mexikaner Diego Rivera, Schöpfer grosser Mauerbilder (*Murales*), weilte 1956 in Ost-Berlin, zeitgleich mit dem Entstehen von Singers ersten Wandbildern. Wie die Skizzenbücher aufzeigen, bauen Vera Singers Bildwerke auf sorgfältig entworfenen Bildgerüsten und Vorstudien, um dann dem Pinselduktus freien und gestischen Lauf zu lassen. Thematisch wie auch in der kräftigen Pinselführung steht die Künstlerin auch dem italienischen Maler und Bühnenbildner Renato Guttuso (1911–87) nahe, diesen Widerstandskünstler und Antifaschisten schätzt Vera Singer sehr. Verwandtschaften zum Werk des Italieners zeigen nicht nur die Stilleben der

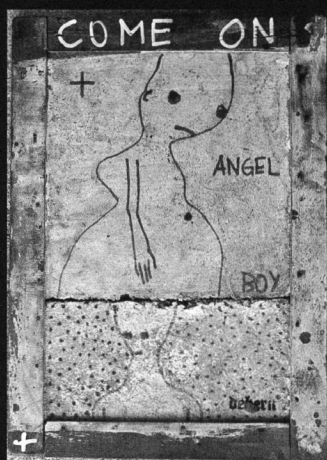
Berlinerin. Die in Mischfarben und Mischtechnik gemalten Realismen aus den DDR-Chemiearealen mit *Flugasche* kennen allerdings selten die Leuchtkraft in reinen Farben.

Zu ihren eindrücklichsten Werken zählen die unter dem Titel *Epilog* geschaffenen Gruppenbilder, die während des Mauerfalls entstanden sind. Sprachlosigkeit und Verzweiflung sind in den durchscheinenden und oft leeren Gesichtern der Menschen zu lesen. Mit der Nachricht vom Zerfall der DDR gingen Verlust und Orientierungslosigkeit einher. Für Vera Singer war dies der Grund, die Bilder an den Zürichsee in ein (zweites) Exil zu schicken. Nun kehren sie nach Berlin und in das wiedervereinte Deutschland zurück, das allerdings noch immer mentale und auch wirtschaftliche Differenzen zwischen Ost und West kennt.

Die Ausstellung «Mauerfall und Bilderreisen» setzt mit dem über vierzig Jahre jüngeren «dekern» (Thomas Kern, 1970 geboren in Radeburg bei Dresden) einen Kontrast zu Vera Singer. Mit 17 wurde dekern angefahren und lag schwer verletzt für längere Zeit im Koma. Sich Freimalen, der Wunsch nach Attacke, das spricht aus seinem Schaffen. Gesehnt hat er sich immer nach etwas anderem als das, was ihm während der DDR-Zeit widerfahren ist.

Mauerfall und Bilderreisen, Vera Singer und dekern – Kunstwege aus der ehemaligen DDR: 1. März – 17. Mai, IG Halle im KunstZeugHaus Rapperswil. Vernissage: Sonntag, 1. März, 11.30 Uhr. Lesung mit Monika Maron, Eugen Ruge und Catalin Dorian Florescu im Rahmen der Literaturtage Rapperswil-Jona: Samstag, 21. März, ab 15 Uhr. Diskussion «Kultur hüben und drüben» mit Peter P. Kubitz, Michael Schilli, Beate Vollack, Peter Röllin: Sonntag, 19. April, 11.30 Uhr.

ighalle.ch
literaturtage-rapperswil-jona.ch



dekern: *Come on Angel Boy*, undatiert, Acryl und Lackstift auf Holzspanplatte



Vera Singer in Berlin 1985, Archiv Peter Röllin

Hier wird nichts gespielt

Die Kellerbühne St.Gallen feiert ihr 50-Jahr-Jubiläum nicht nur mit einer Ausstellung, sondern auch mit einer Neuinszenierung – ausgerechnet Peter Handkes *Publikumsbeschimpfung*.
von Peter Surber

«Das ist kein Spiel. Hier gibt es kein Geschehen, das Sie ansprechen soll. Wir zeigen Ihnen nichts...». Gerade einladend ist es nicht, was die vier Schauspielerinnen und Schauspieler uns da an den Kopf werfen. Und ähnlich desillusionierend geht es weiter im Text: «Sie erleben hier keine Intrigen. Sie erleben nichts. Sie stellen sich nichts vor. Sie brauchen sich nichts vorzustellen. Sie brauchen keine Voraussetzung. Sie brauchen sich nicht erwartungsvoll zurückzulehnen. Sie brauchen nicht zu wissen, dass hier nur gespielt wird. Wir machen keine Geschichten. Sie verfolgen kein Geschehen. Sie spielen nicht mit. Hier wird Ihnen mitgespielt.»

Das war sie, die grosse Theaterprovokation 1966, als die *Publikumsbeschimpfung* des damals 24-jährigen Peter Handke am Theater am Turm in Frankfurt uraufgeführt wurde, inszeniert vom gleichfalls jungen Claus Peymann. Das Stück unterlief alle Erwartungen, die das Publikum damals noch an ein ordentliches Drama stellte. Bereits eine der Folgeaufführungen in Berlin 1967 führte denn auch zum Eklat, das Publikum rebellierte und kehrte das Stück um zur Schauspielerbeschimpfung – in der Folge verbot Autor Handke weitere Aufführungen bis zum Jahr 1983.

So alt wie die Kellerbühne

Hans Rudolf Spühler hat das Stück als Schauspielstudent in Basel kennengelernt. Man habe sich damals natürlich intensiv mit solchen neuartigen Theaterformen beschäftigt, sagt Spühler, langjähriges St.Galler Ensemblemitglied und seit drei Jahren pensioniert. Jetzt spielt er zusammen mit Kathrin Becker das ältere Duo im Stück, neben ihnen die vierzig Jahre jüngeren Julian Sigl und Meret Bodamer.



Das Handke-Ensemble (v. l.): Meret Bodamer, Julian Sigl, Hans Rudolf Spühler, Kathrin Becker.
Bild: Timon Furrer

Für Matthias Peter, den Leiter der St.Galler Kellerbühne, passt Handkes Stück ideal als Jubiläumsproduktion – umso mehr, als es erstaunlicherweise noch nie in St.Gallen gespielt worden sei. Die Kellerbühne ist fast genauso alt wie die *Publikumsbeschimpfung*, und die Fragen, die dieses wohl erste postdramatische Theaterexperiment im deutschsprachigen Raum aufwirft, begleiten auch die Tätigkeit des St.Galler Kleintheaters über all die Jahre. Allerdings: Die provokative Sprengkraft sei heute kaum noch vorhanden. Theatergänger seien experimentelle Theaterformen längst gewöhnt, und insbesondere für das in der Kellerbühne heimische Kabarettpublikum sei die «direkte Ansprache» im Text von Handke eine Selbstverständlichkeit. Deshalb setze er als Regisseur weniger auf Provokation als vielmehr auf das «intellektuelle Vergnügen», welches im Text und seinen Radikalreflexionen über das Theater drin stecke.

«Ihr Schleimscheisser»

Dieses Vergnügen spürt man bereits in der Probe von Seiten der Schauspieler – aber noch wird auch intensiv gerungen um die richtige Tonalität. Wie direkt soll man das Publikum ansprechen, wie lösen sich solistisches und chorisches Sprechen ab, mit welcher Schärfe oder welcher Beiläufigkeit sollen die «ungeheuerlichen» Sätze Handkes fallen? – Sätze wie «Hier werden die Möglichkeiten des Theaters nicht genutzt», oder auch: «Sie sind das Thema. Sie schürzen den Knoten. Sie lösen den Knoten. Sie sind der Mittelpunkt.»

Oder schliesslich, kurz vor dem Ende, die tatsächliche Beschimpfung, die dem Stück den Namen gegeben hat: «...ihr Maulaffenfeilhalter, ihr vaterlandslosen Gesellen, ihr Revoluzzer, ihr Rückständler, ihr Beschmutzer des eigenen Nests, ihr inneren Emigranten, ihr Defätisten, ihr Revisionisten, ihr Revanchisten, ihr Militaristen, ihr Pazifisten, ihr Faschisten... ihr Pöbel, ihr Schweinefrass, ihr Knicker, ihr Hungerleider, ihr Griesgräme, ihr Schleimscheisser, ihr Protze, ihr Niemande, ihr Dingsda.»

Für die Kellerbühne und ihr 50-jähriges Herzensverhältnis zum Publikum gilt vermutlich eher die Verabschiedungsformel, die Handke danach doch noch anschliesst: «Sie waren hier willkommen. Wir danken Ihnen. Gute Nacht.»

Willkommen ist das Publikum nicht nur bei der im März programmierten Beschimpfung, sondern auch in der Ausstellung, die seit letztem Herbst im Historischen und Völkerkundemuseum zu besichtigen ist. 50 Jahre Kellerbühne wird dort in vielfachen Rückblicken gefeiert und reflektiert.

Publikumsbeschimpfung:

Mittwoch, 4. März, 20 Uhr (Premiere),
weitere Vorstellungen bis 14. März.
Podiumsdiskussion in der Ausstellung:
Sonntag, 29. März, 11 Uhr
kellerbuehne.ch

Weiss auf schwarz

«Fresh Sound from Switzerland»

Über den Jahreswechsel waren Bassist Patrick Kessler und Klangtüftler Sven Bösiger in Nepal unterwegs. Das Tagebuch der dreiwöchigen Konzerttour mit Basislager in Kathmandu ist auf saiten.ch nachzulesen und zu -hören. Hier ein kurzer Auszug. *von Sven Bösiger und Patrick Kessler*

**24./25./26. Dezember**

Es ist immer wieder schlicht überwältigend, irgendwo anzukommen, wo – im weitesten Sinn – die Uhren anders ticken. Wo einen die Bezüge zwischen den örtlichen Besonderheiten radikal in Knäuelform umgeben.

Eine erste Herausforderung bringt, nach erster Sinnesakklimatisation, der dritte Tag. Wir machen uns auf, unser Equipment zu vervollständigen. Im Kathmandu Jazz Conservatory warten ein Kontrabass und zwei Verstärker darauf, abgeholt zu werden. Also rein in die Stadt mit einem Taxi, der Adresse und einem Handy. Vielleicht liegt es ja daran, dass man sowieso alles speziell findet und darum extrem abgelenkt ist; das Ziel KJC jedenfalls ist nach mehreren Personenanfragen und Telefonaten an Taxifreundesfreunde erst nach schierem Verzweiflungs-Zufalls-Entdeckungen auffindbar.

Das Jazz Conservatory ist die oberste Etage eines vierstöckigen Gebäudes und wird von durchwegs jungen Enthusiasten geführt. Und hier wird, so ahnen wir mit offenen Ohren, so ziemlich alle Musik abseits der traditionellen Nepal-Musik gelehrt-gelernt-geprobt. Allenfalls mit Schwerpunkt Jazz. Eine Besichtigung, ein Bass-Test und ein Gespräch bei feinem Nepal-Café beschliesst unseren Deal zu Instrumentarium und Mietdauer. Der Taxifahrer wundert sich über die seltsame Riesen-Sitar, bringt aber alles, inklusive uns beiden, in seinen kleinen Maruti-Suzuki. Und so geht es zurück ins Hauptquartier.

27./28./29. Dezember

Weitere Akklimatisation – Eindrücke sammeln – schön warm ist es am Nachmittag, augenblicklich kalt nach Sonnenuntergang. Montagabend, Auftritt am traditionellen tibetischen Medizin-Kongress: Das ist ein spezielles Ambiente, im Umfeld der in ganz Südasien grössten buddhistischen Stupa Bouddhanat (Bild oben), in einem Saal innerhalb des Shechen Monastery, mit einem Publikum, angereist aus der halben Welt: Bhutan, Russland, Malaysia, Indien, Estland, Österreich, Schweiz, Appen-

zellerland - und natürlich Nepal selber. Hier spielen wir, ein einziges Mal in diesen Tagen in Kathmandu, zu einer Stummfilm-Projektion. Und es ist soweit, die ersten technischen Widerhaken kratzen an unserem Set-up. Ein hässliches lautes Stromadapter-Frequenzen-Gedröhn zwingt Patrick zum trockenen effektlosen Bassspiel. Das ist für einmal nicht so schlimm, aber im Hinterkopf brennt es; eine Lösung muss dringend her für die weiteren Auftritte. Meine Geräte arbeiten hingegen tadellos. Aber es kommt abrupt, mit dem ersten Stromausfall werde auch ich aus den ...tronics gekickt. Wir performen stur akustisch weiter in den stockdunklen Saal hinein. Das Publikum dankts mit Begeisterung.

30. Dezember

Heute geht es in das Bikalpa Art Center, für uns Ortsunkundige nicht gerade einfach zu finden, weil schwer abschätzbar, was der Name bedeuten könnte. Etwas versteckt treffen wir auf einen schönen offenen Hinterhof mit Palmen, eine halboffene Bar und das Eigentliche, ein paar verwinkelte geweißelte Wände und ein Dach. Das Center zeigt eine Ausstellung mit Bildern der lokalen Kunstszene. Und mittendrin dürfen wir uns plazieren. Es wird nachtkühl bei circa acht Grad. Diesmal sind es junge Kunstenthusiasten, sympathisch, aufrichtig, sehr hilfsbereit und offensichtlich gut vernetzt, wie wir im Anschluss feststellen. Das Publikum hört uns relativ verduzt zu. Immerhin: Eine Filmcrew, Regisseur, Cutter und Produzent, direkt vom Schneideprozess kommend, findet an diesem Abend den gesuchten Soundtrack für ihren Film gefunden. Genre: Horrorfilm. «Hey, so spooky, absolut scary, exactly what we looked up...!» Tatsächlich ergaben sich aus diesem Konzert noch zwei weitere Kontakte.

Fortsetzung und Bild- und Tondokumente:
auf saiten.ch/fresh-sound-from-switzerland und
saiten.ch/fresh-sound-from-switzerland-2

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI


Secondos auf der Bühne

Zum dritten Mal findet das Secondo Theaterfestival im Theater Tuchlaube in Aarau statt. Sechs neue Produktionen von interkulturellen Bühnensembles aus der Schweiz und Deutschland sind zu sehen – zum Beispiel *Arcadia* (Bild) der Bieler «Cie trop cher to share». In einer Mischung aus Live-Performance und Videodokumentation erzählt die Gruppe von den Nachfahren der Schweizer Siedler in der Region Araukanien in Chile und reflektiert die Bedeutung von Heimat in einer globalisierten Welt.

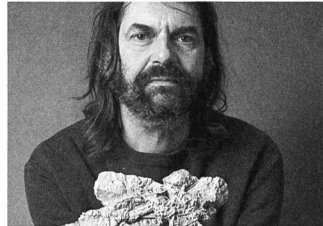
8. Secondo Theaterfestival
Mittwoch, 11. bis Sonntag, 15. März, Theater Tuchlaube, Aarau. tuchlaube.ch, secondofestival.ch

Programmzeitung


Anrürliches Gewächs

Bei Opium denkt man an Lasterhöhlen, bewusstseinsweiternde Rausche, an das Elend von Süchtigen oder an Traumreisen. Nennt man das Gewächs aber Schlafmohn, klingt nach Blütenpracht und Medizin. So pendelt Opium auch heute noch zwischen dem Ruf des Heilmittels und dem Ruch der Droge, wird gepriesen oder verteufelt. Das Museum der Kulturen widmet dem Kraut nun eine Ausstellung und lädt zu einem Trip durch die Kulturgeschichte dieser alten Kulturpflanze ein.

Opium
Donnerstag, 19. März bis Sonntag, 24. Januar 2016, Museum der Kulturen, Basel. mkb.ch

BKA


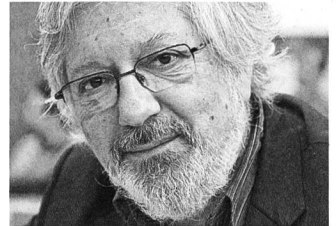
Rockstar-Fossilien

Das Fossil eines Ur-Flusspferdes hört auf den Namen Mick Jagger und ein Wurm-Fossil heisst Kalloprion kilmisteri, benannt nach Lemmy Kilmister von Motörhead. Was Rockmusik mit Paläontologie zu tun hat, darüber klärt die Ausstellung «Rock Fossils» im Naturhistorischen Museum auf. Die Paläontologen des Museums taufen eine Seeigel-Art auf den Namen Paracidaris eluveite, nach der Schweizer Folk-Metal-Band Eluveite. Zum Auftakt spielt sie im Skelettsaal des Museums.

Rock Fossils – Ja, es ist Liebe!
Mittwoch, 18. März bis Sonntag, 31. Mai, Naturhistorisches Museum Bern. nmbe.ch

041

Das Kulturmagazin



Comic-Spektakel

Gast am diesjährigen Fumetto ist u.a. Jacques Tardi (Bild), der international hochangesehene französische Comic-Künstler. Der als öffentlichkeitsscheu bekannte Autor wird mehrere Tage am Festival verbringen und an einem Podium zu seinem Gesamtwerk teilnehmen. Weitere Schwerpunkte: Pushwagner, Dominique Goblet/Kai Pfeiffer und die russisch-schweizerische Ausstellung «Pas de Deux».

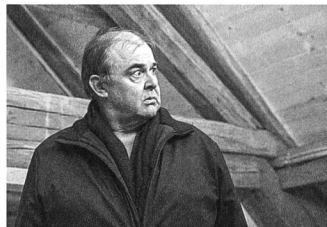
Fumetto Comix-Festival
Samstag, 7. bis Sonntag, 15. März, verschiedene Standorte in Luzern. fumetto.ch

KOLT


Kultivierte Schrulligkeit

Jürg Kienberger und Jeroen Engelsman lassen gemeinsam grosse Clowns wie Grock, Buster Keaton und Olov Pischkutin aufleben. Kienberger ist ein wunderlicher Musikspieler, ein wehmütiger Melodienclown, liebevoll umständlich und von kultiviertester Schrulligkeit. Mit Hingabe und Musikalität lotst der preisgekrönte Artist in seinen Geschichten verschrobene Gestalten ins unvermeidliche Scheitern.

Kienberger + Engelsman:
Ich bin zum Glück zu zweit
Freitag, 13. und Samstag, 14. März, 20.15 Uhr, Theaterstudio Olten. theaterstudio.ch

KUL


Faust im Kulturhaus

Mit dem Goethe-Klassiker *Faust* bespielt das Theater Karussell erstmals ein ganzes Gebäude. Es nimmt das Publikum mit auf eine Reise durch die Geschichte von Faust und seinem Gegenspieler Mephisto. Der Magier und Technokrat schleppt Faust durchs wilde Leben, verjüngt ihn mittels Zauberei, führt ihm Gretchen zu – und verrechnet sich. In verschiedenen Räumen des neu eröffneten Hauses spielen die Szenen des weltberühmten Stoffes.

Faust. Premiere: Donnerstag, 5. März, 20 Uhr, Kulturhaus Rössle, Mauren. Weitere Vorstellungen im März.
tak.li

Coucou


Generationenfilme

Dem Umstand, dass der März an einem Dienstag endet, dankt Winterthur fünf Streifen zum Monatsthema «Jung und Alt – Eine Beziehung mit Potential» im Filmfoyer. Der Verein hat für seine dienstäglichen Vorstellungen Filme ausgewählt, welche die schwierigen Beziehungen zwischen den Generationen thematisieren. Das Spektrum ist nicht nur wegen der Hintergründe der Regisseure breit, sondern zeigt auch den unterschiedlichen kulturellen Umgang mit Generationenkonflikten.

Jung und Alt – Eine Beziehung mit Potential.
Jeden Dienstag im März um 20:30 Uhr, Filmfoyer Winterthur. filmfoyer.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren. kulturpool.biz